



Vor meinem Erinnerungsvermögen aus den Erzählungen der Eltern

Mein Vater Gustav Handke, geboren 1892 in dem nur von Deutschen besiedelten Dorf Daleschin in der damals zu Deutschland gehörenden Provinz Posen des damals zwischen Russland, Österreich-Ungarn und dem Deutschen Reich geteilten Polen auf einem Bauernhof, zu dem auch eine Windmühle gehörte und betrieben wurde, wuchs dort mit seinen Brüdern Karl und Wilhelm und seinen Schwestern Auguste und Käthe auf und besuchte in dem Dorf eine deutsche zweiklassige Grundschule, seine einzige Schulausbildung, in der er jedoch in den letzten Schuljahren den einzigen Lehrer bei den Jüngeren vertrat. Danach arbeitete er in einem Betrieb in der Provinzhauptstadt Posen, bis dann der erste Weltkrieg begann, als ein Mitglied des Habsburger Kaiserhauses im Balkan ermordet wurde, Russland eingriff und das Deutsche Reich unter Kaiser Wilhelm sich verpflichtet fühlte, Österreich-Ungarn beizustehen. Mein Vater wurde Soldat und blieb dies sein Leben lang, auch wenn er am Schluss verbeamtet wurde.

Meine Mutter Henriette Luise Hirsch ist in Brieg in Schlesien von ihrer Mutter Henriette Hirsch, geb. Kanther, zur Welt gebracht worden und mit ihren Eltern und Geschwistern in Bunzlau in Schlesien aufgewachsen. Sie war eine mittlere von zahlreichen Schwestern und einem älteren Bruder Fritz sowie



einem jüngeren Bruder Erwin und wurde unter ihren Verwandten nur Liesel genannt. Meinen Vater heiratete sie wohl in Bunzlau und lebte zunächst in Posen mit ihm zusammen, wo er am Ende des ersten Weltkrieges stationiert war, bis er ausgewiesen wurde, als Polen wieder ein selbstständiger Staat wurde. Auf dem Wege in das Deutsche Reich wurde ich in Breslau in einer Kellerwohnung geboren, bis es von dort nach Hannover weiterging und wir dort in die Kestnerstraße zogen.

Meine ersten Kindheitserinnerungen

In der Kestnerstraße 49 im vierten Stock lebte ich wohl bis zu meinem vierten oder fünften Lebensjahr, und ich erinnere mich noch an den Blick aus dem Fenster nach unten auf den von Bäumen und Nachbarhäusern umgebenen und nach hinten durch den Zaun zur Bahnlinie des nahen Hauptbahnhofs begrenzten Innenhof. Ich war wie immer neugierig und kletterte auf einen Stuhl zum Fenster, und Mutti sagte mir, ich solle aufpassen, dass ich nicht hinaus falle. Aber auch unten auf dem Hof spielte ich wohl manchmal.

Die Nachbarn im gleichen Stockwerk, Gieseckes, hatten eine gleichaltrige Tochter, Melitta, und die beiden Mütter führen uns in einem gemeinsamen Kinderwagen zusammen zum Einkaufen durch die Straßen Hannovers. Auch später, als wir den Wohnsitz nach Hannover-Döhren verlegten, hielten die Eltern Kontakt; und als ich 20 Jahre später 1945 nach Kriegsende aus amerikanischer Gefangenschaft zu meinem Onkel Erwin nach Hannover zurückkam und mich im Arbeitsamt melden musste, stellte sich die zuständige Dame als meine Melitta Giesecke vor. Ich musste zwar wie alle erst einmal drei Tage Schutt in dem durch Fliegerbomben aus dem Kriege zerstörten Hannover räumen, wurde dann aber besonders verständnisvoll vermittelt; davon später... Aber zurück zur Kestnerstraße: Das Geräusch vorbeifahrender Eisenbahnen weckt in mir bis heute Heimat-



gefühle, zumal die Bahn auch nach unserem Umzug nach Hannover Döhren nicht ganz fern war.

Als ich vier oder fünf Jahre alt war, zogen wir um nach Hannover-Döhren, wohin mein Vater als Feuerwerker (ein Spezialist für Waffen und Munition der Unteroffizierslaufbahn) aus der Waffenmeisterei am Aegidientorplatz in die dortige Munitionsanstalt versetzt worden war. Die Munitionsanstalt umfasste ein großes Gelände und auf diesem stand, durch einen Zaun abgetrennt, ein einstöckiges Wohnhaus, wo wir im Parterre eine der beiden Wohnungen als Dienstwohnung zugewiesen bekamen; davor zur Straße ein Vorgarten und dahinter ein asphaltierter Hof, auf dem ich dann Fußball oder sonstiges spielen konnte.

Wenn man von dort aus dem Tor des Wohnhauses trat, führte ein etwa 100 Meter langer Weg zum Zaun des eigentlichen Geländes der Munitionsanstalt, mit einer Tür, die ab 18 Uhr verschlossen und am Tage geöffnet war. Links des Weges, auf der Wohnhausseite, befand sich ein flaches Stallgebäude, in dessen Ställen zwei Schafe namens Max und Moritz gehalten wurden, auf der anderen Seite einige Hühner und ein Hahn, die uns mit Eiern und eventuell auch mit Hühnerbraten versorgten. Auf der anderen Seite des Weges waren Sträucher und dahinter ein Grasplatz zum Trocknen von Wäsche und auch zum Grillen.

Hinter dem Zaun mit Tor begann dann das Gelände der eigentlichen Munitionsanstalt, mehr als zwei bis drei Quadratkilometer groß, in der Mitte eine Art Park, mit von niedrigen Holz-

zäunen umgebenen Rasenflächen, und in diesen wiederum mittig jeweils ein betonierter Wassertümpel. Dieses Parkgelände war an beiden Seiten und vorne umgeben von einstöckigen Gebäuden, welche vorne als Büros und an den Seiten für die Arbeiter genutzt wurden. Dahinter in der Mitte ein drei Meter hoher Wall, dahinter eine Straße und dahinter wiederum ein von einem drei Meter hohen Wall umgebenes Gebäude, wohl zur Aufbewahrung von Sprengstoffen. Das ganze verbunden durch Gleise, auf denen Loren geschoben oder gezogen werden konnten, und ganz hinten ein Lorenbahnhof. Aber das war noch nicht alles: Bis zum Grenzzaun außen erstreckten sich Wiesen mit einzelnen Schuppen, und entlang des Grenzzauns hingestreckte Lagerhäuser, unter denen in Erdhöhlen auch Kaninchen wohnten, die ich kriechend beobachtete, wenn sie aus ihren Höhlen kamen.

Für meinen Vater in seinem Büro war das ein Arbeitsplatz, für mich ein großer Spielplatz, wo ich auf den großen schönen Kastanienbaum am Rande des inneren Parkgeländes kletterte und Kastanien herunterschüttelte, die wir sammelten und zentnerweise auch verkaufen konnten. Aber ich war ja nicht allein; über uns im ersten Stock des Wohnhauses wohnte die Familie des Chefs der Munitionsanstalt, Hauptmann Sanger, mit seinem Sohn Ferdi, und neben uns Herr Winkel, ein Kollege meines Vaters, mit seiner mir gleichaltrigen Tochter Christel, die vor allem meine Spielkameradin war, während Ferdi schon etwas älter war. Weiter außen lag die Seelhorst, ein schöner Wald, in

dem ich mit meinem Vater spazieren ging, und dazwischen lagen weitere, zur Munitionsanstalt gehörende Schuppen.

Später, als ich älter wurde, umkreiste ich jeden Abend einmal laufend das ganze Innengelände und übte mich so im späteren Langstreckenlauf.

Aber im Anstaltsgelände hatten wir in der Nähe des Eingangstores, wie die anderen Bewohner auch, einen großen Garten mit einem Kirschbaum auf der Rasenfläche am Anfang, Kartoffeln und Erdbeeren weiter hinten und Himbeeren ganz vorn. In diesen Jahren, als ich etwa fünf war, kam Onkel Erwin aus Bunzlau zu uns, dem mein Vater wohl zu einer Stellung bei der Waffenmeisterei Hannover verholfen hatte, nachdem er in Bunzlau eine Lehre als Schlosser absolviert hatte. Onkel Erwin wohnte bei uns und in der Laube im Garten parkte er sein Motorrad, das für mich natürlich etwas ganz besonderes war, denn damals war noch nicht viel motorisiert. Mein Onkel Erwin war der jüngste Bruder meiner Mutter, seiner Schwester Liesel.

1925 mit fünf Jahren bis zum Schulbeginn mit sechs Jahren ab Ostern 1927

Mit fünf Jahren begann ich zu lesen, wie, weiß ich nicht mehr genau. Wahrscheinlich aus den Bilderbüchern wie dem Struwelpeter oder Max und Moritz, vielleicht auch mit der Hilfe meiner Eltern oder des etwas älteren Ferdi Sanger. Jedenfalls las ich immer aktiver und intensiver, und je abenteuerlicher der Inhalt war, desto besser. Ich erinnere mich noch an die Geschichte des schiffbrüchigen Robinson Crusoe oder an Tarzan unter den Affen. Und ich begann auch, mich mit Zahlen zu beschäftigen, von eins bis hundert und darüber hinaus addierte ich einzelne Ziffern und begann, dies im Kopf fortzusetzen. Wenn wie so oft Gäste kamen oder wir eingeladen waren, interessierte mich ihre Unterhaltung nicht und ich setzte mich abseits in eine Ecke, multiplizierte 13 mit 17 und präsentierte das Ergebnis 221 stolz am Tisch.

Zu Ostern 1927 kam ich dann in die Schule, und zwar nach Hannover-Wülfel, etwas weiter außerhalb von Hannover-Döhren Richtung Hildesheim, in ein neues Schulgebäude, wohin mich beim ersten Mal meine Eltern fuhren; danach ging ich den etwa halbstündigen Schulweg an einem Hockeysportplatz und einem Friedhof entlang und über Felder zu Fuß. In der achten Klasse unterrichtete uns Lehrer Hildebrandt, noch ziemlich jung und sehr nett vor allem auch zu mir, nachdem er



bemerkt hatte, dass das, was er lehrte, mich nicht mehr interessierte und er mich schließlich an die Hand nahm, um mich in eine nächsthöhere Klasse zu bringen und dort dem Lehrer anzuvertrauen und mich dort zu lassen. So hatte ich eine Klasse übersprungen.

Schon ein Jahr vorher, am 16. März 1926, wurde mein Bruder Arno geboren, den ich im Hof der Munitionsanstalt manchmal im Kinderwagen, meist schreiend, herumschob, aber der sich dann auch weiterentwickelte. Unser Arzt, schon als wir noch auf der Kestnerstraße wohnten, war Dr. Klein in der Innenstadt. Ich hatte ab und zu Fieber ohne sonstige Gründe. Einmal verordnete er auch eine Operation in einem Lazarett, an meinem, wie Mutti und ich es nannten, Pfeifel, also dem Penis, vorsorglich für mein späteres männliches Alter, und das hat mir sicher gut getan, obwohl es dann erst einmal mit dem Urinieren nicht ganz einfach war und meine Schulkameraden mich auslachten. Mein Vater war sehr sparsam und sein Gehalt in der Unteroffizierslaufbahn als Feuerwerker nicht sehr hoch. Trotzdem entschlossen sich meine Eltern, ein Klavier zu kaufen und mich zum Klavierunterricht zu Frau Halbe in Hannover-Döhren zu schicken. Sehr viel ist dabei nicht herausgekommen, auch wenn ich dann zu Weihnachten für die Familie einfache Lieder nach Noten spielen konnte. Bruder Arno, als er älter wurde, war da viel besser.

Schließlich machte mein Vater auch eine Fahrprüfung und kaufte auf Raten sein erstes Auto, da jetzt die Motorisierung



begann, von dem neuen Volkswagenwerk in Wolfsburg, und er fuhr uns erst einmal in der Munitionsanstalt herum, bis wir das Auto auch für längere Reisen benutzten. Unser erstes Ziel war Bunzlau, die Heimat von Mutti und ihren zahlreichen dortigen Geschwistern in Schlesien, wo wir uns in der Regel im Möbelhaus am Markt von Tante Gretel, die einen Kurt Ballatre, Möbeltischler mit eigener Werkstatt außerhalb der Stadt, geheiratet hatte, trafen.

In der Bismarckschule Hannover ab Sexta

Die vier Klassen der Bürgerschule in drei Jahren vergingen ohne besondere Schulprobleme, und ich wurde für die höhere Schule angenommen; dies war die Bismarckschule in der hannoverschen Südstadt, wo ich die Sexta besuchte. Der Schulweg hatte sich verändert, jetzt entlang der Peiner Straße, wo wir in Nummer 33 lebten, nämlich nicht mehr nach Wülfel, sondern stadteinwärts, wo auf der Hildesheimer Straße an der Station Peiner Straße die Straßenbahnen, die 18 bis Döhren, die 1 bis Laatzen und die 11 und 12 bis Hildesheim hielten. Ich ging die halbe bis dreiviertel Stunde die Peiner Straße erst an Vorgärten, dann zwei Villen, dann über Eisenbahngleise mit Schranken entlang und weiter bis schließlich zur Straßenbahn, wo diese gegenüber einem Restaurant mit kleinen Türmchen hielt, das passenderweise zu unserer Munitionsanstalt „Pulverturm“ hieß. Dann drei oder vier Stationen bis zur Siemensstraße und von dort dann noch einige hundert Meter zu Fuß bis zur Bismarckschule, mit einem großen, von einer kleinen Steinmauer umgebenen Vorhof.

In den unteren Klassen waren die Pausen die Hauptsache, und sie dienten dazu, sich gegenseitig zu verkloppen, das heißt nicht boxen oder gar treten, sondern Ringkampf. Das hatte ich schon nach dem Eintritt in die Bürgerschule getan und mir einen Schüler in einer höheren Klasse vorgenommen, der sich